



CHRISTINE BURCKHARDT-SEEBASS

## Zur Geschichte der Volkskunde (Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie) an der Basler Universität

Die Volkskunde etablierte sich zwar relativ früh an der Universität, der institutionelle Ausbau verlief aber sehr zögerlich.<sup>1</sup>

In Stichworten: erster Lehrauftrag (im Rahmen einer germanistischen Professur) an Eduard Hoffmann-Krayer 1900. Erste Doktorate (in Deutscher Philologie, mit volkskundlicher Thematik) an Adèle Stoecklin (1909), Paul Geiger (1911), Hanns Bächtold-Stäubli (1913), spezifizierter Lehrauftrag für Volkskunde der Antike im Rahmen der Klassischen Philologie an Karl Meuli (1926) und für Historische Hilfswissenschaften und Volkskunde des Mittelalters für Hans-Georg Wackernagel (1930).

Als erster Volkskundler im strengen Sinn habilitierte Paul Geiger 1939, als zweiter Hans Trümpy 1956. 1957 wurde das Fach als Prüfungsfach anerkannt,<sup>2</sup> 1961 das Seminar errichtet, 1965 Trümpy zum Ordinarius ernannt. Nach seiner Emeritierung konnte die Volkskunde immerhin mit einer vollamtlichen Dozentur weiter vertreten werden, die Christine Burckhardt-Seebass wahrnahm; sie wurde 1997 noch zur Ordinaria befördert. Bei ihrem Nachfolger Walter Leimgruber (ab 2001) stellte sich diese Frage nicht mehr – nach 100 Jahren hatte es die Volkskunde institutionell endlich in die „erste Liga“ geschafft.

Dazu gehört auch die Frage der Seminaerausstattung. Erst 1969 wurde provisorisch, ab 1971 fest eine Hilfsassistentin bewilligt; dazu kam eine 50% Verwaltungsstelle. 1988 war es erstmals möglich, eine Assistentenstelle anzubieten (50%); 1999 kam eine zweite dazu. Die ersten unter der Vorsteherschaft von Hans Trümpy eingerichteten Lehraufträge gingen an höhere Staatsangestellte und wurden durch zeitliche Entlastung im Hauptberuf abgegolten. Ganz allmählich gelang die Umwandlung in 2 bezahlte Lektorate, was den Kreis der möglichen Kandidaten und Kandidatinnen, und

1 Vgl. Edgar Bonjour: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460-1960. Basel 1960, S. 664ff., S. 706. Karl Meuli, Hans-Georg Wackernagel: Volkskunde. In: Lehre und Forschung an der Universität Basel zur Zeit der Feier ihres fünf-hundert-jährigen Bestehens. Basel 1960, S. 240-243. Hans Trümpy: Volkskundliche Forschung und Lehre an den deutsch-schweizerischen Universitäten und die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. In: W. Brückner, K. Beitzl (Hrsg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Österreichische Akademie der Wissenschaften Phil-Hist.Klasse, Sitzungsbericht 414. Georg Kreis: Die Universität Basel 1960-1985. Basel 1985, S. 102.

2 Der einzige Doktorand Meulis war der nachmalige Soziologe Mohammed Rassem. Obwohl Meuli im Nachruf auf Paul Geiger in: Schweizer Volkskunde 42, 1952, S. 52 das Fehlen von Studierenden mit Hauptfach Volkskunde bedauerte, war er es selbst, der bis 1957 dem Ausbau zum Vollfach strikten Widerstand entgegensetzte; s. Franz Jung: Biographisches Nachwort. In: Karl Meuli. Gesammelte Schriften, hrsg. von Th. Gelzer, Bd. 2, Basel 1975, S. 471. Noch 1960 (vgl. Anm. 1) wollte er ihr eine wirkliche disziplinäre Selbständigkeit nicht anerkennen, sondern sah sie „in der Philologie und Geschichte beheimatet“.

das heisst: das Spektrum der fachlichen Angebote entscheidend ausweitete. Der Seminarkredit, den das Seminar in den ersten Jahren erhielt, betrug Fr. 100.- p.a. Er blieb bis 2000 unter Fr. 10'000.- Eine normale Lehr- und Forschungsarbeit war überhaupt nur möglich, weil die 1905 begründete, umfangreiche, durch Vereinsmittel regelmässig ausgebaute und durch einen Fachmann betreute Bibliothek der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde mitbenutzt werden konnte. Der Kanton kam als Gegenleistung für deren Infrastruktur auf. Ausserordentlich prekär waren bis 1998 die Raumverhältnisse, trotz unermüdlichen Vorstössen. Hinderlich für eine raschere Lösung mag dabei die Idee gewesen sein, die sich bei den für die Planung Zuständigen festgesetzt hatte, dass nämlich das Seminar an die räumliche Nähe zum nachmaligen Museum der Kulturen gebunden sei, was real nicht (mehr) zutrifft (im Unterschied zur Ethnologie). Bei der Gründung 1961 kam an die Augustinergasse 19, dem Sitz der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde mit ihrem Institut, ein zweites Schild an die Türe, aber nicht einmal ein zusätzlicher Stuhl, geschweige ein eigener Raum hinein. 1971 erhielt der Vorsteher ein nicht direkt zugängliches Zimmer zwischen den neu über die oberen Stockwerke verfügenden Schulrektoraten, und deren geräumiges Sitzungszimmer durfte zu vorbestimmten Zeiten (unter Vermeidung von Lärm durch hitzige Diskussionen oder von veranstaltungsbedingten Musikbeispielen o. ä.) durch das Seminar mitbenutzt werden. Die ärgerlichen und zermürenden Zustände besserten sich erst 1998 mit dem Umzug in neu und angemessen hergerichtete eigene Räume in der Alten Gewerbeschule an der Spalenvorstadt 3, in der auch Institut und Bibliothek der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Platz fanden. Die Anregung dazu war schon 1981 vom Rektorat der Universität gemacht worden.

Die Studierendenzahlen waren 1957, dem Jahr der vollen Anerkennung als Prüfungsfach, niedrig, Hauptfachstudierende liessen sich noch an einer Hand abzählen. Nebenfach-Studierende blieben seit Beginn in der Überzahl, aber generell nahmen die Zahlen bis 2000 auf etwa 80 eingeschriebene Seminarmitglieder zu. Genaue Angaben sind schwierig, da in der Statistik im Jahresbericht der Universität (die der gesamtschweizerischen Erhebung folgt) die Daten von Ethnologie und Volkskunde zusammengefasst werden. Die Kombination dieser beiden Studienfächer war übrigens keinesfalls die Regel, zeitweise eher die Ausnahme; beliebt war bei den Studierenden die Verbindung mit Kunstgeschichte, mit Geschichte, mit Geographie, dann auch mit Soziologie und Altphilologie sowie mit Deutscher Philologie.

Die Überschaubarkeit des Betriebs wurde von allen Beteiligten immer als Vorzug empfunden, und die Nebenfachstudenten und -studentinnen trugen ebenso viel zur Lebendigkeit und zur menschlichen Atmosphäre des Seminars bei.

Universitäre Forschung und Lehre ist auf einen institutionellen Rahmen, auf Bücher und Räume angewiesen. Wie aber gestaltet sich diese in ihnen, welches Profil gibt sich das Fach jeweils, welche Ziele werden verfolgt, welche Netze geknüpft, und welche Erwartungen haben Universität und Öffentlichkeit? Diesen Fragen, in bisherigen Darstellungen nicht eigens gestellt, soll im Folgenden nachgegangen werden. Da das Seminar bislang immer höchstens über eine einzige vollamtliche Dozentenstelle verfügt hat, ist es nicht verwunderlich, wenn die Inhalte jeweils relativ stark von der Persönlichkeit, den Auffassungen und Interessen seiner Seminarleiter bestimmt sind; die Geschichte des Fachs an der Universität Basel ist zum Teil Personengeschichte.

Ein Wort vorab zur Fachbezeichnung: Eine Umbenennung stand seit den fünfziger Jahren zur Diskussion; schon Hans Trümpy hätte sie gerne vorgenommen. Es kam

aber nicht dazu einerseits aus praktischen Gründen, andererseits um der Differenz zur Völkerkunde/Ethnologie Genüge zu tun; ausser in Deutschland wurde der Name auch nicht als korrumpiert empfunden. Um 1970 gaben sich die ersten Institute neue Namen, als Zeichen eines Bruchs mit der Vergangenheit. In den letzten 10 Jahren zogen praktisch alle deutschsprachigen Seminare nach, da sich die Ausrichtung der Disziplin und zum Teil auch ihre Aussenwahrnehmung in der Tat geändert haben und die Kooperation mit anderen, nichtdeutschsprachigen Ländern dadurch erleichtert werden dürfte. Die Vielfalt der gewählten Bezeichnungen ist allerdings auch ein Hemmnis.

Mit der Begründung, Dialekt und die ganze Kultur eines Volkes seien Dinge, über die eine Universität Auskunft geben müsse, wandten sich der Germanist John Meier und der Sprachforscher Jacob Wackernagel im Frühling 1900 an die Basler Regierung und stellten den Antrag, eine neue Professur für die Randgebiete der Germanistik (Phonetik, schweizerische Mundarten, Volkskunde) zu schaffen, was auch für die Lehrerausbildung nützlich sei, und Edaurd Hoffmann-Krayer, den in Zürich tätigen Basler, hierher zu berufen.

Ein solcher Vorschlag lag im Trend der Zeit. Im Zug einer nationalen Selbstbesinnung und angesichts starker Modernisierungsschübe wuchs das Interesse an der eigenen Sprache (manifest in den nationalen Wörterbüchern<sup>3</sup>) und ebenso an den materiellen Zeugnissen schweizerischer Kultur (1897 Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums). Zudem entstanden überall im deutschen Sprachgebiet volkskundliche Vereinigungen und Zeitschriften; Hoffmann-Krayer hielt da mit, als er, zusammen mit einigen Freunden, 1897 die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde und eine zugehörige wissenschaftliche Zeitschrift, das Schweizerische Archiv für Volkskunde ins Leben rief. Der Vorstoss der beiden Professoren in Basel entsprach ihren eigenen Interessen, aber auch einem Ideal von Universität als allgemeiner und umfassender Stätte der Geistesbildung, und es war nicht zuletzt ein Freundschaftsdienst:<sup>4</sup> Hoffmann war nicht glücklich in Zürich, lag, für Phonetik und Dialektologie an der dortigen Universität habilitiert, im Streit mit seinem universitären Rivalen und Vorgesetzten, Albert Bachmann, neuer Direktor des Idiotikons, bei dem er als Redaktor arbeitete; er wollte zurück in seine Heimatstadt. Meier und er dürften sich aus ihrer gemeinsamen Studienzeit in Freiburg i. Br. gekannt haben, sie waren sich gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen bewusst, als Charaktere allerdings eher komplementär, was von Vorteil zu sein schien: grandseigneurial und grossen Plänen zugeneigt der eine, originell, aber einem genauen, detaillierten, von den Einzelheiten doch selten zur Zusammenschau gelangendem Arbeiten verpflichtet der andere. Der Antrag hatte Erfolg: Basel holte Hoffmann als Honorarprofessor mit einem Lehrauftrag für Germanistik und Volkskunde zurück. 1912, nach dem Wegzug Meiers, wurde er dessen Nachfolger im Ordinariat – er war der erste Schweizer auf einem germanistischen Lehrstuhl!<sup>5</sup> Seine Tätigkeit begann er jedoch mit einer Antrittsvorlesung, die mit Philologie nichts zu tun hatte, die aber für Jahrzehnte zu einem Schlüsseltext der jungen Disziplin Volkskunde und entsprechend heftig diskutiert wurde: Die Volkskunde als Wissen-

---

3 S. dazu Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr? Akten der Frühjahrstagung der Schweiz. Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Bern 2008.

4 Vgl. Bonjour (wie Anm. 1) S. 665; ausführlich Danièle Lenzin: „Foklore vivat, crescat, floreat.“ Über die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz. Zürich 1996, S. 56ff.

5 Walter Muschg in: Lehre und Forschung (wie Anm. 1), S. 221.

schaft (gedruckt 1902).<sup>6</sup> Mit der berühmt gewordenen Formel vom „vulgus in populo“ forderte er nicht eine Kunde vom Ursprünglichen der Nation (was Anlass zur Auseinandersetzung bot), sondern die Erforschung der überindividuellen kulturellen Überlieferung innerhalb eines Volkes. Das war weniger soziologisch als vielmehr historisch und psychologisch gedacht, als der Teil der Geschichte, der dauerhafteren Gesetzen folgt und wo es die Individuen sind, die Neues schaffen und einbringen, die breite Bevölkerung dies aber sich aneignen, anpassen und bewahren oder aber ablehnen kann, so dass es kollektiver Besitz wird oder auch nicht. Wenige Jahre vorher hatte John Meier bei der Untersuchung alter Liedsammlungen die konkrete Autorschaft vieler vermeintlich anonymer Volkslieder festgestellt und, statt vom Erfinden, von volkstümlichem Umsingen gesprochen.<sup>7</sup> Ob Hoffmann direkt davon angeregt wurde oder über andere Erfahrungen zu seinen ähnlichen Überlegungen kam, ist nicht bekannt.

Das Resultat aber war, dass von Basel aus eine Volkskunde betrieben wurde, die der romantischen Auffassung von der schöpferischen Volksseele den wissenschaftlichen Todesstoss versetzen sollte; „Das Volk produziert nicht, es reproduziert.“ Das wurde durchaus nicht überall akzeptiert – insbesondere der Österreicher Joseph Pommer vertrat entschieden die Gegenposition –, machte Hoffmann-Krayer aber international bekannt. Selbst verfolgte er diesen Weg nicht weiter, sondern hielt brav seine sprachwissenschaftlichen Kollegs, gelegentlich auch volkskundliche<sup>8</sup>; sein wichtigstes Vorhaben war das Sammeln volkskundlicher Objekte und der Aufbau einer europäischen vergleichend-ergologischen Sammlung im damaligen Basler Völkerkundemuseum.<sup>9</sup> Er übertrug damit die am Idiotikon erprobte Methode auf die Dingwelt, wie es auch die in Wien und Graz entwickelte Theorie der Wörter und Sachen tat. Hoffmann stand mit Rudolf Mehringer und anderen in persönlicher Verbindung und dachte in internationalen Zusammenhängen, wie es auch seine bibliographische Tätigkeit beweist, auch wenn er gleichzeitig die treibende Kraft im Aufbau schweizerischer Forschungsstrukturen war. Wie viel davon in die universitäre Lehre einfluss, ist schwer zu sagen, es scheint, dass von den mehreren wissenschaftlichen Leben, die er führte, das der akademischen Lehre nicht im Zentrum stand, dazu war es auch zu wenig intensiv und (mit wenigen Ausnahmen) zu partikular; aber er verlieh dem Fach Konturen und wirkte damit auch in die folgenden akademischen Generationen.

Dass dabei doch eine gute fachliche Ausbildung erworben werden konnte, beweisen Paul Geiger und Hanns Bächtold-Stäubli. Letzterer, der bei Hoffmann-Krayer doktortierte hatte, wurde zum eigentlichen Adlatus seines Professors, assistierte ihm in der Kommission des Völkerkundemuseums (als Sekretär und Protokollant) und bei der

6 Der Text und die folgende Kontroverse sind wiederabgedruckt in: Gerhard Lutz: Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958, S. 43ff. Hoffmanns Vortragstitel hatte schon Wilhelm Heinrich Riehl verwendet (abgedruckt ebda.)

7 John Meier: Kunstlieder im Volksmunde, 1906.

8 S. die Vorlesungsverzeichnisse bis 1936 und die Hinweise bei Trümpy (wie Anm. 1).

9 Eduard Hoffmann-Krayer: Über die Anlage volkskundlicher Museen. In: Heimatschutz – Naturschutz – Volkskunde. Der schweizerischen Lehrerschaft gewidmet anlässlich des XXII. Lehartages vom 1.-3. Oktober 1911, Basel 1911. Über den Einfluss auf die Produktion von Begriffen, den Hoffmann mit seiner Sammlung ausübte, zuletzt Franziska Schürch: Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst. Marburg 2008. Zum besseren Verständnis: die von Hoffmann begonnene Sammlung firmierte als Abteilung Europa im Völkerkundemuseum. 1941 erhielt sie von der Eidgenossenschaft den Ehrentitel Schweizerisches Museum für Volkskunde verliehen und entwickelte sich unter dieser Bezeichnung zu einer europaweit anerkannten und auf ihrem Gebiet führenden Institution (ohne Änderung der Besitzverhältnisse). Mit der Umtaufe des Mutterhauses Völkerkundemuseum in das in der Mundart zwar ungeläufige, aber moderner und neutralere klingende Museum der Kulturen verschwand die Volkskunde aus dem Namen und damit leider auch weitgehend aus dem Bewusstsein der interessierten Öffentlichkeit.

Internationalen volkskundlichen Bibliographie, er griff Hoffmanns Idee einer erweiterten Neuausgabe des „Wuttke“<sup>10</sup> auf und machte daraus als Hauptverantwortlicher das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, ein Jahrhundert- und sein Lebenswerk (erschienen 1924-1942); den Nachtragsband hielt er kurz vor seinem Tod in der Hand. In der allgemeinen Anerkennung stand er immer im Schatten John Meiers, der es verstand, die hochfliegenden Pläne des jüngeren Schweizers rasch zu seinen eigenen zu machen (so auch die eines Internationalen volkskundlichen Instituts, die allerdings nicht zu verwirklichen war). Meier war es auch, der die Pläne nach aussen vertrat und sich dabei in den dreissiger Jahren mit den neuen deutschen Machthabern zu arrangieren wusste.<sup>11</sup> Das war allerdings nicht Bächtolds Linie; er, der nie von der Volkskunde leben konnte, alles ehrenamtlich neben der Haupttätigkeit als Lehrer an einer privaten Handelsschule machte, war zusätzlich in vielen sozialen und sozialpolitischen Werken engagiert und wurde, wiewohl durchaus bürgerlich, bei seinem Tod auch von der sozialdemokratischen Arbeiter-Zeitung gerühmt<sup>12</sup>; eine Annäherung an den Nationalsozialismus suchte er nie. An der Universität trat er nicht in Erscheinung; er war auch kein eigentlicher Forscher, mehr ein Sammler und Organisator, was der theoretisch und methodologisch wenig reflektierten Ausrichtung des Handwörterbuchs ja auch anzusehen ist. Dessen Publikumswirkung allerdings wurde wohl gerade deshalb, weil allen Sehnsüchten nach den einfachen letzten Antworten auf die Geheimnisse des Lebens entgegenkommend, bis heute von keinem anderen volkskundlichen Werk übertroffen – leider.<sup>13</sup>

Anders Paul Geiger, der 1939 auf Grund seines zweiten Buchs Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch in Basel für Volkskunde habilitiert wurde.<sup>14</sup> Das Buch zeigt nicht nur eine Breite der Kenntnisse, wie sie in der Schweiz zu dieser Zeit niemand sonst besass, sondern zeichnet sich durch unideologische Nüchternheit und kritische Zurückhaltung gegenüber mythologistischen Erklärungen und gängigen germanophilen Theorien, dafür aber durch einen selbstverständlichen Umgang mit den Phänomenen der Gegenwart aus. Das wurde nicht umsonst von der Fakultät gerühmt und stach auch wohlthuend ab von der Ent- oder genauer Verwicklung der deutschen Volkskunde jener Zeit. Geiger, nebenher (als Broterwerb) Lehrer am Humanistischen Gymnasium, wäre durchaus fähig gewesen, eine Professur zu versehen und ein volkskundliches Curriculum aufzubauen. Er hielt Vorlesungen zu einem breiten Themen-Spektrum und veranstaltete Übungen zu Grundfragen des Fachs, zu Methoden- und zu Quellenproblemen.<sup>15</sup> Von 1942 an war er aber nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmt, las zwar weiter und arbeitete daneben, unterstützt von Elsbeth Liebl<sup>16</sup> und zusammen mit Ri-

10 Adolf Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart 2. Aufl. 1869.

11 Vgl. auch Christine Burckhardt-Seebass: Archivieren für wen? John Meier, Hoffmann-Krayer und die frühzeit des Schweizerischen Volksliedarchivs. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 35, 1990, S. 33-43, hier S. 34f.

12 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Biogr. Hanns Bächtold-Stäubli; ausführlich der Nachruf von Paul Geiger in: Schweizer Volkskunde 31, 1941, S. 90ff. Weiteres biographisches Material findet sich leider nicht.

13 Nach mehreren gedruckten Neuauflagen erschien 2006 sogar noch eine digitale.

14 Es erschien in der Reihe Deutsches Volkstum. Im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier, 5. Bd. Berlin und Leipzig 1936. An zwei Stellen wird die „nationalsozialistische Bewegung“ erwähnt, die sich um Gemeinschaft bemühe (S. 26 u. 177f.), eine Affinität oder auch bloss ein Interesse Geigers dafür lässt sich jedoch im ganzen Buch nicht feststellen. Ob Meier diese minime Konzession an den deutschen Zeitgeist für nötig befand?

15 Gemäss den Vorlesungsverzeichnissen dieser Jahre.

16 Elsbeth Liebl hatte Volkskunde studiert, konnte nicht abschliessen, wurde aber für Jahrzehnte, über alle Brüche und Schwierigkeiten hinweg, zu einer Stütze der Basler Volkskunde, als zeichnende Mitarbeiterin am Atlas der schweizerischen Volkskunde, im Dienst der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde sowie später des Seminars, eine unentbehrliche, gelehrte, aber unaufdringliche Hilfe für die Studierenden. Für ihre mannigfachen Verdienste erhielt sie den Ehrendoktor der Philosophisch-Historischen Fakultät.

chard Weiss, am Atlas der schweizerischen Volkskunde. Es war das zweite Jahrhundertunternehmen, das von der Basler Volkskunde ausging.

Zu einem energischeren Einsatz für die akademische Etablierung seines Fachs fehlten ihm aber vermutlich doch die Kräfte und die nötigen Beziehungen. In seinem Nachruf auf Geiger schrieb Karl Meuli, dieser habe leider keine Doktoranden gehabt, weil man von der Volkskunde eben nicht leben könne<sup>17</sup>, verschweigt aber, dass er selbst der Hinderer war. Trotzdem gab es eine Reihe von Studenten, die zwar in anderen Fächern abschlossen, das volkscundliche Angebot aber gerne nutzten: es war ja zu jener Zeit noch üblich, im Studium rechts und links zu schauen, als Jurist philosophische Vorlesungen zu besuchen, als Medizinerin archäologische.

Die zentrale Figur jener Zeit war ohne Zweifel Karl Meuli. Zwar war die Volkskunde in seiner universitären Tätigkeit nur ein Randgebiet und, gemäss seinem Lehrauftrag, auf die Antike beschränkt; seine Vorlesungen galten Themen wie Altgriechische Volkskunde (erstmalig 1934), Die panhellenischen Feste (1936), Römische Feste von religiöser Bedeutung (1942), Geburt, Hochzeit, Tod – mit Berücksichtigung der Antike (1955). Seine altphilologisch-religionswissenschaftlichen Forschungen waren immer auch vergleichende Völkerkunde, wie Mohammed Rassem (einer seiner ganz wenigen Schüler) es treffend nannte.<sup>18</sup> Er suchte nach den Universalien menschlicher Kultur in der Nachfolge Frazers, Pater Wilhelm Schmidts und der Religionswissenschaftler Usener und Rohde, und bemühte sich darum, die Probabilität von zeit- und raumübergreifenden Vorstellungen nachzuweisen. Auf Usener und Rohde war er während seines Studiums in München gestossen, wobei er damals ebenso fasziniert war von der Welt der ästhetischen Form von Stefan George (dem er persönlich begegnete). Alle seine späteren Forschungen scheinen in ihren Ansätzen auf intellektuelle Erlebnisse und Gedanken dieser frühen Jahre zurück zu gehen<sup>19</sup>, so auch das Konzept von Volkskunde, das er hegte.

Ergänzt wurde er durch seinen Kollegen Hans-Georg Wackernagel, der sich in seinen Arbeiten als Historiker auf Mittelalter und frühe Neuzeit konzentrierte und hier vor allem dem Alltag des Kleinadels, der Bauern, Hirten und Eidgenössischen Krieger nachspürte. Er tat dies auf Grund archivalischer Quellen, was in der gleichzeitigen Volkskunde in Europa, die die literarische Überlieferung seit der Romantik zu ihrem Haupttummelfeld gewählt hatte, noch eine Ausnahme darstellte. Nicht von ungefähr verband der nachmalige bedeutendste historische Brauchforscher Deutschlands, Hans Moser, mit Wackernagel und der Basler Volkskunde eine freundschaftliche, für beide Seiten fruchtbare Beziehung. Ein verbindendes Interesse in Knabenschaften und jugendlichen Kriegergruppen als männerbündischen Formen bestand auch zwischen Meuli, Wackernagel und Richard Wolfram sowie Lily Weiser-Åal. Die Bekanntschaft dürfte in den dreissiger Jahren noch über die Vermittlung von Andreas Heusler II. zustande gekommen sein, und sie dauerte jahrzehntelang (welche überaus aktive Rolle Wolfram für die Instrumentalisierung der Volkskunde im Sinne nationalsozialistischer Ideologien spielte, war ihnen offenbar verborgen).

17 Nachruf in Schweizer Volkskunde 42, 1952, S. 49-54, hier S. 52. Für seine Haltung zur akademischen Volkskunde s. oben Anm. 2.

18 Mohammed Rassem: Meulis Konzeption der Kulturwissenschaft. In: F. Graf (Hrsg.): Klassische Antike und neue Wege der Kulturwissenschaft. Basel 1992, S. 15.

19 Vgl. Franz Jung (wie Anm.2) S. 1172; zu George speziell S. 1158f.

Volkskunde als akademische Disziplin und ihr Lehrangebot setzten sich also in jenen Jahrzehnten aus sehr verschiedenen, nicht koordinierten Elementen zusammen, die keine Dichte und auch kein erkennbares Ganzes bildeten; ohne Zweifel bot sich dabei jedoch eine Fülle von Anregungen und Ergänzungen zu anderen Fächern.

Sehr lose zusammengehalten wurden Interessenten und Interessen durch das sogenannte Volkskundliche Kränzchen<sup>20</sup>, ein Privatissimum, vielleicht als Form (mit anschliessendem obligatorischem Wirtshausbesuch) schon von Hoffmann-Krayer übernommen. An ihm nahmen Meuli und Wackernagel, zeitweise Geiger und Hoffmanns germanistischer Nachfolger Friedrich Ranke, später auch die neuen Dozenten teil, zusammen mit Studierenden meist höherer Semester und verschiedener Fächer (darunter oftmals Juristen und Historiker, übrigens fast ausschliesslich Männer). Sie rekrutierten sich zum Teil aus ehemaligen Schülern Meulis, denn die Hälfte von dessen Zeit, Kraft und Arbeitslust galt bis zur Pensionierung dem Griechisch-Unterricht am Humanistischen Gymnasium.<sup>21</sup> Das Kränzli war in vielen Jahren die einzige volkskundliche Veranstaltung, die Übungscharakter hatte, allerdings durch die wechselnde Zusammensetzung und die Heterogenität der in Referaten behandelten Themen von einer kontinuierlichen Ausbildung doch weit entfernt war. Es zeigte aber auf schöne Weise eine andere Facette von Meulis Wesen, die übrigens auch in seiner Tätigkeit als langjähriger Obmann der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zum Tragen kam: seine intellektuelle Neugier und Offenheit. Er liess Vieles zu (so Rassemss Dissertation *Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus*, 1951) und ermutigte und förderte in wohlwollender, aber hartnäckiger Art manchen, auch nichtakademischen, Forscher, der sich auf gegenwartsbezogenen Feldern bewegt. Ich denke in erster Linie an Eduard Strübin, Mittellehrer in Gelterkinden, dem wir exemplarische Beiträge zur Regionalvolkskunde im Umbruch der Moderne verdanken. Recht eigentlich bahnbrechend war seine bescheiden sich gebende Studie *Baselbieter Volksleben* von 1952, für die vor allem er 1960 mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet wurde. Alle diese Forschungen wurden von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde betreut und veröffentlicht. Ohne ihr Engagement wäre die universitäre und die öffentliche Präsenz der Volkskunde nach wie vor nicht denkbar gewesen.

Volkskundliche Themen fanden im übrigen an der Universität auch in anderen Fächern hie und da Berücksichtigung, so in der Anglistik als Teil einer „Landeskunde“, angeboten durch die jeweiligen Lektoren, oder in der Slawistik durch Elsa Mahler, die durch ihre ethnographischen Forschungen über eigenes Material und entsprechendes Interesse und Wissen verfügte.<sup>22</sup>

In seiner Übersicht spricht Meuli 1960 zusammenfassend von einer ungestörten, wenn auch nicht grossartigen Entwicklung der Volkskunde an der Universität Basel.<sup>23</sup> Ist von Entwicklung im Sinn eines planvollen und kohärenten Ausbaus bis dahin (von heute aus) auch in Tat und Wahrheit nichts zu sehen, so bedeutet ungestört mehr: die

---

20 In den fünfziger Jahren wurde die altherrenmässig klingende Bezeichnung durch ein neutrales Volkskundliche Übungen ersetzt; bald kehrte man jedoch zum erstem Namen zurück, der denn auch für Aussenstehende zum geradezu legendären, von Jüngeren nicht geliebten Markenzeichen der Volkskunde wurde. Mit 1988 war sein Ende gekommen.

21 Dazu Paul H. Boerlin: Meuli als Lehrer. Erinnerungen eines ehemaligen Schülers des Humanistischen Gymnasiums. In Graf (wie Anm. 18) S. 203-215; Jung (wie Anm. 2), S. 1163ff.

22 Dazu Andreas Guski und Heinrich Riggenschach auf [www.unigeschichte.unibas.ch](http://www.unigeschichte.unibas.ch). Ferner Christine Burckhardt-Seebass: Von Bürgersitten und Trachten. Töchter Helvetiens auf ethnologischen Pfaden. In: Elsbeth Wallnöfer (Hrsg.): *Mass nehmen, Mass halten. Frauen im Fach Volkskunde*. Wien 2008, S. 173ff.

23 wie Anm.2

Basler Volkskunde blieb unbeeinflusst von der fachlichen Ideologisierung, Korruption und politischen Indiennahme in Deutschland und teilweise auch in Österreich, ungeachtet persönlicher Beziehungen und ähnlicher, aber auf verschiedene Weise verfolgter Ideen.<sup>24</sup> Das mag zum Teil mit dem besonderen, von Antike und mittelalterlicher Provinzialgeschichte geprägten Profil zusammenhängen, aber mindestens ebenso mit ihren Vertretern, die humanistisch und betont demokratisch dachten, ohne dabei ihren Patriotismus zu verleugnen. Allerdings dauerte es dadurch nach dem Zweiten Weltkrieg auch lange, bis das Fach in Basel eine neue Dynamik entwickelte, obwohl bei Geiger, vor allem in der Anlage des Atlas für schweizerische Volkskunde, Themen des Alltags und des Wandels angesprochen wurden, ein neues kritisches Methodenbewusstsein sichtbar wird und die historische und die männliche Perspektive nicht die einzigen sind.<sup>25</sup>

Als Geiger 1952 starb, wurde Richard Weiss von der Universität Zürich, erster Professor für Volkskunde in der Schweiz, mit der Vertretung in Basel betraut. Er las von 1952 bis 1956 hier. Er vertrat eine neue Generation und einen neuen Typ, der Gegenwart und ihren Problemen zugewandt, die er scharf beobachtete und deutete. Doktorierte er in Zürich in Deutscher Literatur mit einer brillanten Arbeit über das Alpenerlebnis vom 16. bis zum 18. Jahrhundert; er war dann durch seinen Studienfreund, den Sprachwissenschaftler Jakob Jud, auf volkskundliche Fragen gestossen und ange-regt worden, einen volkskundlichen Atlas der Schweiz in Angriff zu nehmen. Die Raumbezogenheit von Kultur war für ihn, wie für die meisten seiner Zeit, wohl ein (kaum reflektiertes) Axiom<sup>26</sup>, allerdings nicht als a priori, sondern als dauernder Prozess. Er sah, wie Geschichte Räume prägte, erkannte natürliche Zonen und auf sie bezogene Wirtschaftsformen, wies auf die raumbildende Kraft von Konfessionen hin, hielt das Gewicht der Sprache aber für gering. Auch bei ihm also eine geistige Front gegen nationalsozialistische Deutschtums-Argumente und rassistische Begründungen von Territorialansprüchen. Weiss forschte ganz selbstverständlich empirisch, er gewann seine Erkenntnisse primär im systematischen Zuschauen, Zuhören, Fragen, d. h. im zwischenmenschlichen Austausch – als Lernender! –, theoretisch geleitet durch Funktionsanalysen. Er hatte diesen Ansatz übernommen vom Soziologen Kurz Stavenhagen, was auch heisst, dass er die Volkskunde von der Philologie wegzog und sie der gesellschaftlichen Gegenwart öffnete. Sein bekanntestes Werk, die grosse Volkskunde der Schweiz (1946), Paul Geiger gewidmet, legt dieses theoretische Fundament ausführlich dar. Das „Volkstümliche“ erkannte er als mehr oder weniger gewichtigen Anteil im seelischen Leben jedes Menschen, als das von Gemeinschaft und Tradition Bestimmte. Er hob es ab vom Massenverhalten, das er kritisch beurteilte.<sup>27</sup> Dabei stand ihm sicher Hitlers Deutschland und Stalins Russland vor Augen, nicht der sozialdemokratische 1. Mai im Zürich der vierziger Jahre.<sup>28</sup> Das Buch war ein einmaliges

---

24 Am deutlichsten bezieht Meuli Stellung gegen den Nationalsozialismus in seiner scharfzüngig-ironischen Rede am Bankett in Basel aus Anlass des Kongresses des Verbands der Vereine für Volkskunde in Freiburg 1938 (abgedruckt in den Gesamtelten Schriften Bd. 1 (wie Anm. 2) S. 541f. Der eintägige Besuch des Kongresses in Basel war von John Meier erbeten worden, um auch Teilnehmer einladen zu können, die den Nationalsozialisten nicht genehm waren. Die Rede Meulis wurde, gemäss Recherchen von Friedemann Schmoll, von den anwesenden Parteispitzeln empört nach Berlin gemeldet (Schmoll mdl.).

25 Hans-Georg Wackernagel hat 1959 eine frauenbezogene Studie veröffentlicht, deren Ergebnis er heutiger Einstellung entgegenhält: Frauenrecht im alten Wallis. In: Altes Volkstum der Schweiz. Basel 1959, S. 108ff.

26 Vgl. Bernhard Tschöfen: Vom Geschmack der Regionen. In: Zeitschrift f. Volkskunde 103, 2007, S. 169ff.

27 Weiss sah den Ursprung allen volkskundlichen Interesses im Bewusstsein kultureller Krisen, auf die nicht ohne Nostalgie reagiert werde.

28 Sozialistische Maifeier und Volksbrauch. In: DU, Mai 1943.



und geniales Gesellenstück<sup>29</sup>, das Möglichkeiten erforschte und Bezirke absteckte. Es wies Wege, – aber der Autor ging auch selbst weiter. Er bezog später Massenphänomene wie Fussball, modernen Tourismus und Kantinenessen in seine Forschungen mit ein und wies auf die Selbstverständlichkeit eines modernen Lebens in vermeintlich gegensätzlichen Sphären hin. Sein meistzitiertes Aufsatz gilt dem alpinen Menschen in der Krise der Gegenwart (1957), der dem gehätschelten Alpenmythos der Schweizer einen kräftigen Stoss versetzte. In Basel las Weiss u. a. über Volkslesestoffe und Film (1952), über Magie und Zauber in der Gegenwart (1953), über aktuelle Theorien und Methoden des Fachs, alles für Basel neue Themen. Was er hier bewirkte, ist schwer zu sagen. Die wenigen Studenten, die zu ihm gingen, haben aber sicher Gewinn gezogen aus der persönlichen Begegnung mit einem bescheiden, aber sicher auftretenden, nachdenklichen und äusserst liebenswürdigen Mann und aus dem gelenkten Entdecken neuer Wege, die für die Volkskunde nicht Sackgassen waren, sondern ins Lebendige führten.

Auf Drängen Karl Meulis habilitierte sich in Basel 1956 Hans Trümpy, und zwar (als ursprünglicher Altphilologe) mit einem ebenso innovativen wie gründlichen Buch über Schweizerdeutsche Sprache und Literatur, das als volkskundliche Leistung anerkannt wurde und zu der entsprechenden *venia* führte. Das beendete die Vertretung durch Richard Weiss, bedeutete aber bloss eine gewisse Sicherung der äusseren Kontinuität durch die obligaten zwei Wochenstunden des Privatdozenten, keinen Ausbau des Fachs, zumal Trümpy als Gymnasiallehrer weiterhin in seiner Heimat Glarus tätig blieb. Dass er die Herausforderung annahm und sich so in eine relativ neue Materie<sup>30</sup> einarbeitete, dass er wenige Jahre später schon als ausgewiesener Fachmann gelten konnte, bezeugte nicht nur seinen bewundernswerten Fleiss, sondern auch ein starkes, breites und lebendiges Interesse, das dem musisch Begabten, in einem politisch regen Elternhaus Aufgewachsenen eignete.

Welche Erwartungen an die Habilitation Trümpys geknüpft waren, lässt sich nicht mehr ermitteln. Meuli mochte annehmen, dass der neue akademisch gebildete Volkskundler seinen Spuren folgen würde, was Trümpy aber nicht tat. Er bot regelmässig Themen der sogenannten *Volksliteratur* an und führte Ansätze von Wackernagel weiter mit Vorlesungen über das Eidgenössische Festwesen des 19. Jahrhunderts, widmete sich aber auch in regelmässigem Turnus „klassischen“ Fachthemen wie den Bräuchen des Jahres- und Lebenslaufs. Neues erschien unter den Stichwörtern Alltag, Anstand, Verein, Schulbuch. Richard Weiss, der sich mit Trümpy gut verstand, hörte sich die ersten Vorlesungen an, um dem Vorschlag der Fakultät auf Erteilung eines Lehrauftrags Unterstützung angedeihen zu lassen.<sup>31</sup> Dieser wurde schon 1957 erteilt, 1959 auf 4 Wochenstunden aufgestockt und damit Trümpy, wie er selbst sagte, weg von Glarus nach Basel „gelockt“<sup>32</sup>. Jedoch musste er zur finanziellen Absicherung nach wie vor als Gymnasiallehrer arbeiten. Mittlerweile hatte Meuli seinen Widerstand gegen Volkskunde als reguläres Prüfungsfach aufgegeben und offenbar auch der Errichtung

---

29 In der geradezu enthusiastischen Rezeption durch das Ausland wurde es zu einer Bibel moderner, nicht korrumpierter volkskundlicher Forschung stilisiert (und nach 1968 auch verketzert), was aus der Zeit heraus verständlich und auch berechtigt ist, aber Weiss zu sehr behaftete auf dieses Frühwerk. Wie so oft, kam das Innovative, das sich vor allem bei seinen Lehrveranstaltungen und bei von ihm betreuten Dissertationen manifestierte, überhaupt nicht ins Blickfeld, obwohl auch dies einen wichtigen Teil seines Werks darstellt.

30 Er hatte immerhin nach seiner eigenen Aussage noch Veranstaltungen von Hoffmann-Krayer, dann auch von Meuli und Wackernagel besucht.

31 Staatsarchiv Basel Uni-Reg 5d 2-1(1) 363.

32 Trümpy (wie Anm. 1), S. 73.

eines Seminars zugestimmt, was 1961 geschah. Er lehnte aber aus Altersgründen den Vorschlag ab, dessen Vorsteher zu werden, und empfahl seinen etwas jüngeren Kollegen Hans-Georg Wackernagel. Einzige finanzielle Folge war der schon erwähnte Seminarkredit von Fr. 100, für die Wackernagel Briefpapier kaufte.<sup>33</sup> Immerhin kann aus diesem eher symbolisch zu nennenden Akt der Wille von Universität und Regierung herausgelesen werden, die Volkskunde als dauernden Bestandteil der akademischen Forschung und Lehre zu verstehen und damit auch die bisherigen bedeutenden baslerischen Leistungen für das Fach zu anerkennen. Der Schritt vom moralischen zum finanziellen Engagement liess, wie schon angemerkt, allerdings noch lange auf sich warten.

1962 verunglückte Richard Weiss tödlich. Der einzige schweizerische Lehrstuhl für Volkskunde in der Schweiz war verwaist, und die wissenschaftliche Welt hatte einen bedeutenden Mann verloren. Die Universität Zürich leitete rasch die Suche nach einem Nachfolger ein. Wunschkandidat wäre offenbar Hans Trümpy gewesen (als einziger in der Schweiz habilitiert); er vertrat auch in Zürich, lehnte einen Ruf aber ab, weil er sich Basel stärker verbunden fühlte.<sup>34</sup> In Basel ernannte man ihn denn auch zum ausserordentlichen Professor, was allerdings eher ein Routinevorgang war und keine direkten Folgen hatte. Gewählt wurde in Zürich Arnold Niederer, ein Schüler von Weiss, Mitarbeiter am Volkskunde-Atlas und mit alpiner Kultur ähnlich vertraut wie sein Vorgänger, aber gegenüber Basel mit einem betont anderen Verständnis von Volkskunde, wie sich bald zeigen sollte. In Basel hatte die Philosophisch-Historische Fakultät aus diesen Vorgängen offensichtlich eine Verpflichtung abgeleitet, hinter Zürich nicht mehr zurückzustehen, sondern die langjährigen, ehrenamtlichen und privat finanzierten Leistungen für die Basler Volkskunde durch einen angemessenen universitären Ausbau endlich zu honorieren. Sie stellte am 10.11.1964 dem Rektor zu Händen der oberen Behörden den entsprechenden Antrag: „Die Fakultät hält den Zeitpunkt für gekommen, einen vollausgebauten Lehrstuhl für Volkskunde zu errichten, da diese Aufgabe in der Gesamtplanung des schweizerischen Hochschulwesens unserer Universität zufällt, da die sachlichen und die personellen Voraussetzungen für eine grosszügige Entwicklung des Faches in Basel gegeben sind, und da eine solche Massnahme unseren eigenen Traditionen auf das beste entspricht.“<sup>35</sup> Da offenbar mit einer Finanzierung des neuen Ordinariats durch den Kanton nicht zu rechnen war<sup>36</sup>, hatte der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der Forschung seine Hilfe zugesagt. Vorgesehen war dieser Lehrstuhl fraglos für Hans Trümpy. Die Natur der Volkskunde lasse es wünschbar erscheinen, das Fach hier durch einen Schweizer vertreten zu lassen; zudem war es offenbar gar nicht möglich, jemand aus dem Ausland auf eine Nationalfonds-Professur zu berufen. „Unter den Volkskundlern schweizerischer Nationalität ist aber keiner zu finden, der für die Zukunft mehr verspricht als der von uns vorgeschlagene und vom Nationalfonds akzeptierte Kandidat. [...] Bei der Betrachtung der eigentlichen volkskundlichen Arbeiten von Herrn Trümpy wird deutlich, dass er der Richtung folgt, die in vorbildlicher Weise von Richard Weiss in Zürich, von Karl Meuli in Basel und – um einen jüngeren Vertreter zu nennen – von Hermann Bausinger in Tübingen vertreten wurde.“

33 Jahresbericht des Seminars 1962

34 So im Bericht der Sachverständigenkommission, die die Kuratel 1965 zur Prüfung der Berufung Trümpys zum Ordinarius eingesetzt hatte. Staatsarchiv Basel ED-Reg 20a 16-20.

35 ebda.

36 Einen Überblick über die Ausbauphase der sechziger Jahre gibt Kreis (wie Anm. 1) Kap. 2.4.

Die Zusammenstellung mag Kundige erstaunen.<sup>37</sup> Gemeint war wohl, dass man von Trümppy sowohl die Fortführung der lokalen Tradition erwartete wie Aufbrüche in Neues. (Hingewiesen wird dabei auf seinen damals leider wenig beachteten Artikel „Schweiz“ in der Iro-Volkskunde, 1963). In gewisser Weise entsprach Trümppy diesem Wunsch; er verfügte über ein breites, immer à jour gehaltenes Wissen, hatte Prinzipien, neigte aber nicht zur Radikalität. Sein Interesse galt (was damals noch selten war) speziell dem 19. Jahrhundert, in dem durch Schule, Verein, modernem Staat und neue populäre Medien (Kalender, Zeitungen) eine neue Gesellschaft und eine neue Kultur geschaffen wurden. Als rational Denkender trat er für exakte historische Forschung ein und half, die in vielen Fächern noch lange unreflektiert vorherrschende Vorstellung einer europäischen kulturellen Kontinuität seit Antike und Vorchristentum aufzubrechen. Er war allen verschwommenen Mystifizierungen in der Wissenschaft abhold; die Lehre C. G. Jungs von prälogischen seelischen Prägungen, die sich in festen Bildern äusserten, faszinierte und irritierte ihn bis zuletzt<sup>38</sup> – gern hätte er sie logisch widerlegt.

Trümppy blieb im wesentlichen einer Volkskunde der Schweiz verpflichtet, und das heisst in diesem Land auch: des Regionalen und Lokalen – zu baslerischen Themen publizierte er häufig. Wichtig blieb für ihn immer aber auch die internationale Erzählforschung, der er viele Beiträge widmete. Daraus ergab sich ein Lehrprogramm, das von Stoffgebieten ausging, selten von theoretischen Problemen.<sup>39</sup> Die Studierenden hielt er zu kritischer Reflexion der Fachgeschichte und Wahrnehmung neuer Entwicklungen an, er anerkannte auch, mit unbestechlichem Sinn für Qualität und Originalität, was nicht auf seiner Linie lag. Das Studium bekam unter ihm eine festere Form und einen vorgegebenen Verlauf mit Vorlesungen (z. T. im Turnus), Seminar (seit 1962), Proseminar (ab 1972), regelmässigen Exkursionen, für Hauptfachstudierende einer obligatorischen Feldübung und einem von Studierenden verschiedenster Fächer besuchten lateinischen Lektürekurs. Auch das Kränzli führte er gerne weiter. Weibliche Mitglieder waren nun selbstverständlich willkommen.

Bei seiner Berufung war von den oberen Behörden festgehalten worden, dass eine Lücke bestehe (bestehen bleibe) bei der Berücksichtigung der Sachkultur. (Gedacht war dabei an das Schweizerische Museum für Volkskunde.) Sie sollte durch einen Lehrauftrag ausgefüllt werden. Tatsächlich konnte seit dem Tod von Eduard Hoffmann-Krayer von einer intensiven Beziehung zwischen universitärer Volkskunde und dem Basler Museum nicht mehr die Rede sein; die beiden Institutionen entwickelten sich weitgehend unabhängig voneinander.<sup>40</sup> Der initiative Leiter des Museums, Robert Wildhaber, erhielt von Meuli keine Unterstützung, wiewohl seine Verdienste als

37 Meuli und Weiss begegneten einander mit Respekt, waren aber in ihren fachlichen Auffassungen sehr verschieden; die Formulierung „unser Freund“, die Meuli in seinem Nachruf auf Weiss verwendet (Schweizerisches Archiv f. Volkskunde 58, 1962, S. 189), war der emotional befrachteten Situation des Älteren am Grab des Jüngeren geschuldet, lässt aber kaum auf Freundschaft und sachliche Übereinstimmung schliessen. Wenn im Antrag von Bausinger im Imperfekt gesprochen wurde, lag nichts weiter als eine grammatikalische Nachlässigkeit vor. Bausinger, 9 Jahre jünger als Trümppy, hatte durch seine Habilitationsschrift *Volkskunde in der technischen Welt* (1961) weit herum Aufsehen erregt. Auch Trümppy empfahl sie seinen Studierenden sofort zur Lektüre, vertrat aber selbst nicht dieselbe Linie.

38 Zu seinem 70. Geburtstag wünschte er sich eine Tagung zu diesem Thema. S. Christine Burckhardt-Seebass (Hrsg.): *Urbilder und Geschichte. C.G.Jungs Archetypenlehre und die Kulturwissenschaften*. Basel, Frankfurt 1989.

39 Vgl. den Aufsatz *Sphären des Verhaltens*. Beiträge zu einer Grammatik der Bräuche in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 20, 1970, S. 226-233.

40 Ex officio ist aber bis heute der Ordinarius (die Ordinaria) für Volkskunde Mitglied der Museumskommission, auch nachdem das Museum der Kulturen, wie die anderen grossen öffentlichen Museen der Stadt, aus dem Universitätsgut ausgegliedert und direkt dem Kanton unterstellt worden war.

Redaktor des Schweizerischen Archivs für Volkskunde und der Internationalen volkskundlichen Bibliographie gerade der internationalen akademischen Volkskunde zugute kamen. Im Dezember 1968 (Meuli war im Mai gestorben) wurde Wildhaber auf Betreiben Trümpys wenigstens noch zum Ehrendozenten ernannt. Eine Weile hielt er auch (unentgeltlich) Vorlesungen, wobei seine umfassenden Kenntnisse der USA und Osteuropas dem Seminar wichtige neue Anregungen boten. Gleichzeitig ging ein Lehrauftrag für Bauernhausforschung an Max Geschwend, dies, um dem grossen Forschungs- und Editions-Vorhaben der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Die Bauernhäuser der Schweiz, den Bearbeiternachwuchs zu sichern. Nachdem Wildhaber sich altershalber von der Lehre zurückzog, übernahm 1977 sein Nachfolger am Museum, Theo Gantner, ein Lektorat für volkskundliche Museumsarbeit. Auf den minimalen institutionellen Ausbau des Seminars unter Trümpy wurde schon hingewiesen. Das Raumproblem blieb.

1967 zeichnete sich in der deutschen Volkskunde eine Bewegung „von unten“, von Studierenden gegen Etablierte ab, die das Fach in den folgenden Jahren tiefgreifend verändern sollte. Sie implizierte eine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und der inhärenten Ideologieanfälligkeit des national denkenden Fachs. Als Gegenkraft sollten eine rigide Theoretisierung der gesellschaftlichen Grundlagen, Methodenreflexion, konsequente Hinwendung zu Problemen der Gegenwart und zu einem neuen emanzipatorisch-demokratischen Volksverständnis entwickelt werden. Das fachliche Erbe des 19. Jahrhunderts und der Vorkriegszeit wurde ausgeschlagen zugunsten eines radikalen Neuanfangs. Auf grossen Kongressen und kleinen Tagungen, mit Pamphleten und Umfragen wurde – unter Anführung junger Tübinger – gestritten und um ein neues Fachverständnis gerungen<sup>41</sup>.

Die Auseinandersetzung war in Deutschland geprägt nicht nur von der NS-Diskussion, sondern auch von der Konfrontation mit der marxistischen Ausrichtung des Fachs in der DDR; sie betraf aber in manchen Aspekten volkskundliches Arbeiten überhaupt und war, bei allem Ungestüm, berechtigt und teilweise auch heilsam, wiewohl sie für lange Zeit Gräben aufriess und vor Verletzungen nicht zurückschreckte. Zum Bleibenden dürfte das Bestreben nach angemessener Theoretisierung gehören und dass unsere Disziplin früher und nachhaltiger als andere Fächer begann, ihre Geschichte zu reflektieren und eine Sensibilität zu entwickeln gegenüber inhaltlicher und methodischer Ideologisierung, während die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit den Jahren an Brisanz verlor und einer Vielfalt der Standpunkte und Zugangsweisen Platz machte. In anderen Ländern fand diese Erneuerung von innen nicht oder erst viel später statt. Die osteuropäischen Länder, die einer marxistisch geprägten nationalen Ethnographie verpflichtet waren, orientierten sich nach 1989 nicht mehr an Deutschland und Europa (was eine Auseinandersetzung mit der eigenen fachlichen Vergangenheit impliziert hätte), sondern an der amerikanischen Kulturanthropologie, ähnlich wie auch die skandinavischen Wissenschaftler, wodurch das Bewusstsein früherer Verbindungen verloren ging. Dies ist aber nicht das letzte Wort. Theoretische Ansätze der Cultural Anthropology hatten mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum Gewicht erlangt; man trifft sich also auf einer neuen Ebene.

---

41 Als Beispiel die kritische Aufsatzsammlung Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970.

In Basel gingen die Wellen in der Volkskunde um 1970 nicht hoch.<sup>42</sup> Trümpy, gut über die Auseinandersetzungen informiert, mehrfach sich dazu äussernd und der kritischen Aufarbeitung der fachlichen Vergangenheit rundum zustimmend, hielt doch betont an einem Wissenschaftsverständnis fest, das Forschung von politischer und sozialer Praxis strikt trennt, er lehnte es ab, sich die Themen ausschliesslich vom Tagesgeschehen vorgeben zu lassen, er beharrte darauf, dass es sich bei der Volkskunde um eine historische Disziplin innerhalb der Geisteswissenschaften handelt, und hielt nichts von einer Umgestaltung zur Sozialwissenschaft. Damit in eine konservative Ecke gestellt zu werden, machte ihm wohl nichts aus. Seine Offenheit in kollegialen Kontakten und gegenüber den Interessen seiner Studierenden, auch wenn sie in andere Richtungen liefen, blieben bestehen. So kam es in Basel nicht zu Vätermord, Bruch und radikaler Neuorientierung, sondern zu einer langfristigen Weiterentwicklung, zur Vertiefung mancher Problembereiche und zur Öffnung für neue Fragen wie (nationale) Identität und Folklorismus, und Alltag wurde zur heuristischen Kategorie. Arnold Niederer in Zürich vertrat dagegen eine stärker sozialwissenschaftliche Linie und nahm die gesellschaftliche Verpflichtung des Fachs, getreu seinen persönlichen Überzeugungen und Erfahrungen, auch in der Wahl seiner Forschungsthemen und der Vermittlung der Ergebnisse wahr.<sup>43</sup> Daraus folgte eine auch von den Nachfolgern noch gepflegte, aber bedauerliche Entfremdung zwischen Zürich und Basel, die sich erst in der jüngeren Vergangenheit wieder aufzulösen begann.

Trümpy war im übrigen nicht nur ein tätiges und geschätztes Mitglied der Fakultät (man erinnerte sich noch Jahrzehnte später an seine erfrischend zügige Sitzungsführung als Dekan, und verdient gemacht hat er sich vor allem um die Gestaltung und Einführung des Lizentiats). Er engagierte sich ebenso pflichtbewusst in der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (jahrelang als deren Präsident) und erreichte damit auch eine verstärkte Wahrnehmung der Volkskunde in Universität und (städtischer) Öffentlichkeit.

So war es bei seiner Emeritierung 1987 unbestritten<sup>44</sup>, dass das Fach (als ein selbständiges<sup>45</sup>) erhalten bleiben sollte. Allerdings entfiel nun die Finanzierung des Ordinariats durch den Nationalfonds, und der Staat war gehalten, die Mittel dazu selbst aufzubringen. Man behalf sich mit der Umwidmung einer Dozentur eines anderen Fachs. Die Kuratel legte bei der Ausschreibung, neben der allgemeinen fachlichen Kompetenz, Wert auf die Vertrautheit des oder der neu zu Wählenden mit der Region Nordwestschweiz und forderte von der Fakultät, die eine Liste mit drei qualifizierten deutschen Kandidaten resp. Kandidatinnen vorlegte, eine entsprechende Korrektur oder Ergänzung. Da Christine Burckhardt-Seebass von Basel (eine Schülerin Trümpys) im Herbst 1987 ihre Habilitationsschrift einreichte und anschliessend in Regensburg eine Lehrstuhlvertretung wahrnahm, konnte mit ihr eine für Fakultät und Behörden akzeptable Wahl getroffen werden. Das Ordinariat wurde allerdings herabgestuft auf eine

---

42 Die Auseinandersetzungen in einzelnen Fächern und vor allem zwischen Studentenschaft und Rektorat finden sich dokumentiert bei Georg Kreis (wie Anm. 1)

43 Niederers programmatische Aufsätze *Kultur im Erdgeschoss* (1975) und *Zur gesellschaftlichen Verantwortung der gegenwärtigen Volksforschung* (1970) wurden auch in Basel eifrig diskutiert.

44 So die Koordinationskommission der Universität schon am 26.2.1986; die einschlägigen Akten der Kuratel finden sich im Saatsarchiv unter ED-Reg 20b 1-2 und 8-17; soweit sie gemäss Archivgesetz noch nicht frei zugänglich waren, konnte ich die freundliche Hilfe von Dr. Hermann Wichers in Anspruch nehmen.

45 D. h. nicht in Zusammenlegung mit der Ethnologie. Eine Strukturkommission der Fakultät hatte dies zwar vorgeschlagen, und derartige Pläne wurden auch an anderen deutschsprachigen Universitäten diskutiert, aber von den Fächern selbst mit guten Gründen immer abgelehnt, bis jetzt mit Erfolg.

vollamtliche ausserordentliche Professur (damals noch eine Ausnahme). Die neue Seminarleiterin musste sich zur Erfüllung ihrer Prüfungspflichten von der Fakultät erst die (eigentlich nur Ordinarien zustehenden) Rechte erteilen lassen. Das Raumproblem sollte noch für Jahre ungelöst bleiben, aber erstmals wurde dem Seminar eine für die Weiterbildung qualifizierter Doktoranden dringend nötige Assistenz zugesprochen (die 50% wurden bei Übernahme des Dekanats durch Frau Burckhardt auf 100% erhöht; dazu kamen zeitweise Projektmitarbeitende in Assistenzstellung). Auch wurden die zwei bezahlten Lektorate weiter zugesichert. Die personelle Basis blieb trotzdem schmal. Um einer zu sehr auf die eine Dozentin bezogene Lehre vorzubeugen, wurden alle Möglichkeiten der Kooperation ausgeschöpft. Die Lektorate gingen an Fachleute aus verschiedenen Museen und an in- und ausländische junge Kollegen (die seither auf Professuren berufen wurden). Eine grosse Ehre und wunderbare Bereicherung des Seminarlebens stellte die Berufung von Hermann Bausinger auf die neu geschaffene Gastprofessur der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft für den Sommer 1990 dar.

Da das Seminar nunmehr oft auch begabte ausländische Stipendiaten beherbergen durfte, konnten einige von ihnen (so Regina Bendix aus den USA und Elka Tschernokoshewa aus Bulgarien) für Lektorate gewonnen werden, wodurch sie erste für sie wichtige Lehrerfahrungen machten. Während Frau Burckhardt eine Lehrstuhlvertretung in Marburg wahrnahm, waren es die Zürcher Kollegen Rudolf Schenda und Ueli Gyr, die Veranstaltungen in Basel übernahmen. Ausserdem ermöglichte der EUCOR-Vertrag den Austausch und die Zusammenarbeit mit den verwandten Instituten in Strassbourg und Freiburg i. Br. Das entsprach dem Konzept einer Ausweitung der Volkskunde zur Europäischen Ethnologie und einer starken wissenschaftlichen Vernetzung, auch mit den osteuropäischen Ländern und ihren Forschungseinrichtungen. Die langjährige Mitarbeit der Vorsteherin in den Gremien der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde erleichterte dies. Einen Keim dazu hatte auch Robert Wildhaber gesetzt, der durch Forschungsberichte im Schweizerischen Archiv für Volkskunde und durch Sammel- und Forschungsreisen in fast allen osteuropäischen Ländern seit Kriegsende ein Netz fachlicher und persönlicher Kontakte aufgebaut hatte, über das kein anderer westlicher Volkskundler seiner Generation verfügte. Als seine Hilfsassistentin wurde die nachmalige Seminarleiterin zu diesem „ganzen“ Bild von Europa, über politische Gegensätze hinweg, erzogen und sah in ihm ein wichtiges und bereicherndes Erbe. In der Lehre schlug es sich nieder in Vortragseinladungen an polnische und ungarische Gäste und in Exkursionen in diese Länder und in die bayrisch-böhmische Grenzregion. Der regionale Aspekt wurde darob nicht vernachlässigt. Die Kenntnis des Eigenen machte ja die Auseinandersetzung mit dem Anderen erst richtig erhellend, und für die exemplarische Beschäftigung mit dem Alltag war es nicht nur finanziell, sondern mindestens so sehr ideell angebracht und auch methodisch lehrreicher, vor der eigenen Türe anzufangen. Dies galt vor allem für die Projekte und regelmässig stattfindenden studentischen Feldforschungen. Da viele Jugendliche ferne Flughäfen und Strände besser kennen als die Attraktionen des eigenen Landes, wurden auch Studienexkursionen in die Schweiz durchgeführt. Ebenso wichtig wie das Denken in weiteren Räumen war die Wahrnehmung der Geschlechterperspektive (der auch eine Tagung gewidmet wurde) und die Erforschung von „Volkskultur“ als einem Produkt der Moderne, in der „Postmoderne“ zum freien Spiel sich wandelnd. Dies die Schwerpunkte in Forschung und Lehre, wobei bei letzterer auf Vorlesungen keineswegs verzichtet wurde, den Veranstaltungen mit Übungs- und Diskussionscharakter aber das grössere Gewicht zukam.

Ein klarer Aufbau mit Proseminar, Seminar und Hauptfachkolloquium, mit grösseren und kleineren Exkursionen und mehrwöchigen Feldübungen wurde regelmässig ergänzt durch intensive Lektürewochen, meist zu kulturtheoretischen Fragen, und mehrtägige Kolloquien für Doktorierende (zu denen auch Teilnehmende aus Strasbourg und Zürich geladen waren). Wert gelegt wurde auf die Vermittlung eines soliden kulturwissenschaftlichen Handwerkszeugs (Bild- und Textanalyse, Umgang mit Dingen, Probleme und Möglichkeiten der qualitativen empirischen Forschung), auf Anstösse zur Auseinandersetzung mit Phänomenen der Gegenwart (Fernsehen, Computerspiele), auf problemorientiertes Arbeiten, aber auch auf Verständnis für das volkskundliche Erbe, für die klassischen Themen, deren Kenntnis die Öffentlichkeit von Volkskundlerinnen und Volkskundlern erwartet und für die sich niemand sonst wissenschaftlich zuständig fühlt. Anders gesagt: bei allen notwendigen Veränderungen, Neuerungen und Anpassungen sollte uns das Gegenwärtige als Gewordenes, als Auseinandersetzung mit der Vergangenheit (die es ebenfalls zu kennen gilt) bewusst bleiben. Die Erasmus-Programme, die Auslandsemester zu rasonablen Bedingungen ermöglichten, wurden gern aufgegriffen; die Institutionalisierung der Anerkennungsmodalitäten, die an die Stelle vorheriger informeller fachlicher Absprachen traten, machten einen vorübergehenden Wechsel des Studienorts zusätzlich einfach, und viele Studierende nutzten dies.

Die Zahl der Nebenfachstudierenden war immer grösser als diejenige, die Volkskunde oder Europäische Ethnologie (wie wir das Fach zu nennen uns für berechtigt hielten und uns angewöhnt hatten) als Hauptfach wählten. Oft trugen die ersteren aber ebenso viel zur Lebendigkeit, zum geistigen Klima und zur Geselligkeit des Seminars bei wie die anderen. Wer an Veranstaltungen teilnahm, fühlte sich im Seminar für Volkskunde meist auch daheim und engagierte sich.

Die skizzierte Vielfalt, Breite und Offenheit (bei solidem Fundament) hielten wir für notwendig, um international anerkannt und fachlich auf der Höhe zu sein, obwohl sie die Kräfte eines so kleinen Instituts eigentlich überstiegen und eine kontinuierliche Forschungsarbeit nebenher kaum mehr zuliesse. Die Berufsfelder, denen sich die Studierenden zuwenden wollen resp. können, sind ebenso vielfältig und oft diffus. Der Weg führt nach wie vor schon nach dem Lizentiat oft in Museen und in die Medien, gelegentlich in den Kunsthandel oder in Bibliotheken. Manche gehen ganz andere Wege, Wenige wagen es, der Wissenschaft zumindest bis zum Doktorat treu zu bleiben. Diese Perspektive scheint wenig anziehend zu sein. Das Studium der Europäischen Ethnologie muss aber für verschiedene Wünsche und Zufälligkeiten Grundlagen oder Fähigkeiten des Verstehens vermitteln, ohne das Proprium des Fachs zu verlieren, es muss sich als anschlussfähig erweisen, ohne sich in Beliebigkeit aufzulösen. Ich gebe zu, dass dies ein Balanceakt ist.